

Fragebogen/ Erfahrungsbericht zur Evaluation

Name: Antonia Cazzanelli

Gasthochschule: Conservatorio F.A. Bonporti Trento/Trient, Italien

Zeitraum des Austauschs: Oktober 2019 – Juli 2020



Seit einigen Monaten bin ich nun schon wieder zurück in der Heimat – bzw. in einer meiner Heimaten, in der deutschen. Hinter mir liegt ein von Corona durch zwei geteiltes Erasmus-Jahr. Es gilt nun, Bilanz zu ziehen über die Eigenheiten, Absurditäten, Sonnenstunden und Regentage meiner Erasmus-Erfahrung.

Dafür muss ich weit zurückgehen: Etwa 8 Monate vor meiner Abreise habe ich mit der Vorbereitung der Bewerbung begonnen – die italienischen Konservatorien haben recht späte Abgabefristen, sonst hätte ich mich noch früher dahintersetzen müssen. Als Musikstudent hat man es natürlich um Einiges schwerer bei der Erasmus-Bewerbung als ein normaler Universitätsstudent: Die geforderte akustische und visuelle „Schaffensprobe“ zu drehen, zu schneiden und hochzuladen kostete Zeit, Aufwand und Mühe, zumal das Bewerbungsportal, als ich die Videos hochladen wollte, noch mit

einigen kleineren technischen Problemen aufwartete. Vor dem Hintergrund eines an Erfahrungen und Erlebnissen so reichen Jahres verblasst diese kleine Mühe jedoch; davon sollte sich nun wirklich niemand von der Bewerbung abhalten lassen! Ich hatte mich, um meine Chancen auf einen Platz zu erhöhen, bei insgesamt 5 Konservatorien beworben. Nach dem Auslaufen der Fristen musste ich mich eine Weile in Geduld üben, denn erst kam wochenlang überhaupt nichts und dann plötzlich mehrere Absagen auf einmal. Nur noch eine Rückmeldung stand aus, und umso größer war meine Freude, als diese dann mit einer positiven Antwort aus Trient eintraf! Dank tatkräftiger Unterstützung aus dem International Office sowohl Trossingens als auch Trients war die darauffolgende Organisation nicht mehr allzu kompliziert: Das Learning Agreement musste unterschrieben, die Förderungsdaten berechnet, über Versicherung, Ankunft und Wohnung geredet werden. In Trient war man so freundlich, am Schwarzen Brett mein Wohnungsgesuch auszuhängen – Quartier fand ich am Ende aber auf etwas unkonventionellere Art und Weise. In einem der vielen italienischen WG-Portale war ich auf ein Zimmer in einem Frauenhaus gestoßen, das man kostenlos bewohnen konnte, wenn man im Gegenzug einmal in der Woche den Nachtdienst übernahm. Nachdem ich dort telefonisch noch einige weitere Informationen eingeholt hatte, bewarb ich mich für das Zimmer und wurde tatsächlich genommen!

Es konnte also losgehen... und das tat es am 18. Oktober. Am Tag zuvor hatte ich in einem bis zum Dach vollgepackten Auto die Alpen überquert und mich von „*la luce*“, diesem typischen Licht südlich der Berge, den herbstlich gefärbten Weinbergen und den in der tief stehenden Sonne leuchtenden Felsspitzen und Gipfeln weit über mir schon mal auf den Aufenthalt einstimmen lassen. Am 18. machte ich mich dann auf zum Konservatorium. Nur einmal warf ich kurz einen Blick auf den Stadtplan, sonst ließ ich mich einfach durch das Altstadtgewimmel treiben und genoss die Atmosphäre und die noch beinahe sommerliche Wärme. Links und rechts von mir bunte *palazzi* in den verschiedensten Erhaltungszuständen, deren Namen häufig auf die lange deutschsprachige Vergangenheit Trients als Teil Tirols und des k.u.k. Österreich-Ungarn deuten. Vorbei am beeindruckenden Westportal des Doms und durch einige mal breite, mal schmalere Gassen des *centro storico* stand ich bald vor der breiten, warmgelben Fassade des *conservatorio*, wo ich von der Erasmus-Koordinatorin mit dem schönen Namen Federica Fortunato in Empfang genommen wurde. Ich wurde den zwei anderen neuen Erasmus-Studenten vorgestellt – zwei Spanierinnen – und lernte gleich darauf in einem Rundgang das Gebäude kennen. Außerdem erhielt ich meinen Stundenplan – bzw. das, was ich zuerst für den Stundenplan hielt. Es stellte sich heraus, dass die dort angegebenen Zeiten für die einzelnen Fächer nur die jeweilige Stundenplanbesprechung betrafen. Die tatsächlichen Unterrichtstermine wurden also erst in diesen – manchmal recht zähen – Besprechungen bekannt gegeben oder vereinbart. Das führte in meinem Stundenplan, der anfangs recht ordentlich aussah, zu gar einigen Überschneidungen. Dank tatkräftiger Vermittlung von Signora Fortunato konnte ich schließlich doch noch alle Veranstaltungen besuchen. Viele Dozenten waren von Beginn an sehr kooperativ und offen für alternative Lösungen, um mir die Teilnahme an möglichst vielen Kursen zu ermöglichen. So verließ ich zum Beispiel in Abstimmung mit der Musikpädagogik-Professorin ihren Unterricht früher, um zur Chorprobe zu gehen. Ich hatte den Eindruck, sie und auch manch anderer Dozent freuten sich einfach über einen Erasmus-Studenten im Unterricht – ich hatte mir beim Erstellen des Learning Agreements nämlich meinen Trossinger Studienplan zum Vorbild genommen und daher viele „typische Schulmusik-Kurse“ belegt, darunter Chorleitung, Basso Continuo, Komposition, Musikpädagogik, Gesangsmethodik und Klavier, während wohl von mir als Sängerin höchstens erwartet wurde, mein Hauptfach, Kammermusik, Korrepetition

und den Opernkurs zu belegen. Viele Dozenten verstanden zwar (so mein Eindruck) bis zum Ende nicht ganz, was ich eigentlich in ihrem Kurs machte – ich wurde als Sängerin wahrgenommen und nicht als Schulmusikerin, weil es dieses Studium in der Form in Italien nicht gibt -, trotzdem gingen sie alle auf mich und meinen Wissens- und Könnensstand ein, fragten mich über das Musikstudium in Deutschland und die Bedingungen dort aus und diskutierten mit mir über die Vorzüge italienischer und deutscher Musikhochschulen. Dabei kam immer dasselbe heraus: Alle haben das deutsche System der musikalischen Ausbildung in den höchsten Tönen gelobt (sowohl den schulischen Musikunterricht als auch denjenigen an Musikschulen und Musikhochschulen) und ich hatte oft das Gefühl, mir ihren Respekt (und eine übersteigerte Einschätzung meiner Fähigkeiten) schon allein dadurch erworben zu haben, Deutsche zu sein.

Jedoch muss ich hier zugeben, dass eine so rege Beteiligung meinerseits nicht ohne einige Sprachkenntnisse möglich gewesen wäre. Unterricht auf Englisch findet zumindest an einem so kleinen Konservatorium wie in Trient nirgendwo statt und das Englisch-Niveau der Italiener im Allgemeinen ist nicht sehr hoch. Für ein Erasmus-Studium in Italien kann ich also nur empfehlen, sich davor wenigstens Grundkenntnisse der Sprache anzueignen und diese dann während des Aufenthalts durch weitere Sprachkurse zu vertiefen! So kann man auch viel besser am Studentenleben teilnehmen und kommt schneller in Kontakt mit Kommilitonen. Auch war der Anteil an ausländischen Studenten geringer, als ich es von Trossingen gewohnt war – am häufigsten vertreten waren Albaner, Chinesen und Spanier, und deren Italienisch war immer besser als ihr Englisch, sodass auch die Kommunikation unter den *international students* meist auf Italienisch lief. Hin und wieder führte das auch zu amüsanten Missverständnissen.

So zum Beispiel im praktischen Opernunterricht, genannt „*arte scenica*“. Diese Lektionen in "Bühnenkunst" gestalteten sich folgendermaßen: Der Professor hatte die Sänger und Pianisten in Gruppen aufgeteilt und ihnen jeweils verschiedene Opern zugewiesen, aus denen dann einzelne Arien und Rezitative erarbeitet wurden. Für mich waren das die ersten vier Stücke aus Mozarts *Le nozze di Figaro*, in denen nur die Hauptfigur Figaro und seine Verlobte Susanna besetzt sind. Die Susanna sang ich, jedoch nicht allein - aufgrund des Frauenüberschusses wurden manche Rollen doppelt besetzt und so teilte ich sie mir mit Polina. Huang kam in den Genuss, die Rolle des Figaro allein auszufüllen, und Juan begleitete uns am Klavier. Wie an den Namen leicht zu erkennen, bildeten wir eine recht internationale Truppe: Russland, China, Spanien und Deutschland. Das führte hin und wieder zu Kommunikationsproblemen und Huang, der erst seit wenigen Monaten in Italien war und sich von uns vieren am schwersten tat mit der Landessprache, kam einige Male zwar pünktlich zur Probe, aber leider an den falschen Ort (außer dem Hauptsitz gibt es in der Altstadt noch ein anderes Gebäude, in dem einige Überräume des Konservatoriums liegen). Meistens hatten wir aber ziemlich viel Spaß bei den gemeinsamen Proben; uns einte zumindest, dass wir alle regelmäßig die Nase voll hatten von Herrn Professor Faggioli, der im Unterricht vor allem selbst redete (obwohl wir ja eigentlich praktisch agieren sollten) und keine Stunde vergehen ließ, ohne uns eine Moralpredigt über die Jugend von Heute, Kulturtourismus (negativ gemeint: Wir Ausländer rauben dem armen italienischen Staat nämlich das Geld, wenn wir hier studieren!), faule Studenten und die Notwendigkeit des Arbeitens zu halten - und das meist in harschem Ton und etwas unflätigem Italienisch. Da ich mir aber der Tatsache bewusst war, sehr wohl gearbeitet zu haben und die Stücke und Bewegungen genau wie die anderen auswendig zu kennen, ließ ich seine Tiraden an mir abprallen und amüsierte mich stattdessen dabei, seine Mimik und Gestik während des Redens zu studieren. Der *professore* machte nämlich mehr, als *arte scenica* nur zu unterrichten - er lebte sie!

Dies stellte er mit intensiven Blicken, leidenschaftlichen Gesten und dramatischen Pausen immer wieder unter Beweis. Glücklicherweise reichte ihm als Bestätigung unserer geistigen Anwesenheit ein minütlich eingeworfenes Nicken oder "mhmen", woraufhin er fortfuhr, einen Bogen vom Theater über den Menschen zum Universum zu spannen.

Auf andere Art speziell war meine Gesangslehrerin mit dem klangvollen Namen Maura Maurizio. Sie zählte zu jener Riege alternder Opernsängerinnen, die den Zenit ihres ohnehin nie großen Erfolgs schon länger überschritten hatten und nun ihren Lebensunterhalt mit so tristen Dingen wie dem Erteilen von Gesangsunterricht bestreiten müssen. Essen, Noten kleben, im Kalender blättern, ihre Handtasche durchwühlen und Steckdosen fürs Handy suchen waren ihr eindeutig liebere Beschäftigungen als zu unterrichten. Wenn sie dann doch einmal vom Schreibtisch aufschaute, hinter dem sie sich verbarrikadiert hatte, und mir offensichtlich zuhörte, brachte sie meist nur ziemlich unfreundliche Kommentare zur Aussprache hervor - mit denen sie gewiss Recht hatte. Außer der Aussprache ließ sie jedoch nur selten weitere Korrekturen und Ratschläge zur Bewältigung des jeweiligen Stücks hören - und Aussprache ist beim Singen eben nicht alles. Wenn ich morgens als Erste dran war, wie meist, kam sie 5 - 10 Minuten zu spät und hörte oft früher auf, um dem "Loch im Bauch" abzuhelpfen, das sie mit schöner Regelmäßigkeit überkam. Ich erinnere mich mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und Belustigung an diesen einen Gesangsunterricht, während dem sie so großen Hunger bekam, dass sie mich danach bat, in die nächstgelegene Bar zu gehen und ihr etwas zu essen zu kaufen, damit sie gleich weiterunterrichten könne. Bis wir besprochen hatten, auf welches Gebäck sie Appetit hat und welches sie präferiert, falls genau dieses eine nicht zu haben sein sollte, waren schon mal 10 Minuten vergangen... Wäre ich wirklich „nur Sängerin“ statt Schulmusikerin gewesen, hätte mich das alles natürlich geärgert – so aber konnte ich mit einem gewissen Schmunzeln immer wieder aufs Neue über die Eigenheiten dieser Kultur staunen. Glücklicherweise wurde sie im Februar versetzt und ich bekam eine neue Gesangslehrerin, deren erste Stunde vielversprechend war, sodass ich mich schon auf die kommenden Monate bei ihr freute – doch dann kam Corona und ich hatte zwar weiterhin Unterricht bei ihr, aber nur online... nun, darüber muss ich wohl keine weiteren Worte verlieren; die Tücken des digitalen Unterrichts sollten inzwischen allen hinlänglich bekannt sein.

Solange es aber noch die alltägliche Normalität gab, also ungefähr während meines ersten Semesters dort, hatte ich Gelegenheit, auf so einige Eigenheiten des italienischen Hochschulsystems bzw. der italienischen Gesellschaft überhaupt aufmerksam zu werden. Erstens: Die Semesterplanung. Auf dem Papier gibt es eigentlich nicht 2 Semester pro Jahr, sondern nur ein *anno accademico* (abgekürzt *a.a.*), also akademisches Jahr, das normalerweise etwa den Zeitraum Oktober – Juni umfasst. Obwohl das *a.a.* also nun im Oktober begonnen hatte, schien es mir lange nicht wirklich ins Rollen zu kommen. Konzerte, Klassenstunden, Vortragsabende erlebte ich im Herbst und Winter kaum, während in Trossingen der Veranstaltungskalender fast das ganze Jahr über prall gefüllt ist. Manche Seminare begannen überhaupt erst im Dezember oder Januar. Immerhin, eine studentische Vollversammlung habe ich im November (eher aus Neugier denn in der Erwartung, dass dort für mich relevante Themen besprochen werden würden) besucht und fühlte mich „wie zuhause“, also wie in Trossingen: Außer den Mitgliedern des *consiglio studenti*, also des AStA, waren noch etwa 15 bis 20 weitere Leute da. Zwar habe ich bis zum Ende nicht herausbekommen, wie viele Studenten das *conservatorio* eigentlich hat, die Zahl dürfte sich jedoch ungefähr im Trossinger Bereich bewegen. Daher würde ich für die Anwesenheit in jener Vollversammlung auch etwa den gleichen niedrigen Prozentsatz (gemessen an der

Gesamtstudentenzahl) veranschlagen, wie er hier normalerweise auch vorkommt – leider, muss man sagen. Manche „Typen von Studenten“ kamen mir lustigerweise bekannt vor, da sie teilweise doch sehr den Menschen ähnelten, die unsere Vollversammlungen in Trossingen besuchen. In dieser Hinsicht war es eine interessante Gelegenheit, in die studentischen Strukturen des Konservatoriums hineinzublicken – wenige äußerst engagierte „Hochschulpolitiker“, einige interessierte Unterstützer und viele, die studentisches Mitsprache- und Gestaltungsrecht nicht im Mindesten etwas anzugehen scheint. Jedenfalls war dies die einzige Veranstaltung – bis zum Weihnachtskonzert, das von verschiedenen Gruppen gestaltet wurde, so dem Sinfonieorchester, dem *coro da camera*, dem Barockensemble, der Kontrabassklasse und einigen Solisten. Dabei konnte ich eine gewisse Eigenart beobachten: Die Gewohnheit, vor Beginn und nach Ende jedes Konzerts mehr oder weniger langatmige Reden zu halten. Weil das Weihnachtskonzert (das übrigens im imposanten *duomo di Trento* stattfand) von der Zeitung *l'Adige* gesponsert wurde, uferte diese Praxis jedoch etwas aus: Ein Sprecher des Blatts ließ es sich nicht nehmen, minutenlang dem Publikum von den Vorzügen seiner Zeitung vorzuschwärmen. Erst nachdem er das Mikrofon noch an den Rektor des Konservatoriums weitergegeben hatte, konnte das Konzert losgehen. Die meisten Konzerte sind sowieso schon später als in Deutschland angesetzt, meist um 20:30 Uhr oder 21 Uhr. Dann wird mindestens eine Viertelstunde gewartet, ob vielleicht noch verspätete Zuhörer kommen, dann nimmt irgendwann jemand ein Mikrofon in die Hand und erst danach kann es richtig losgehen... Ähnliches war auch beim Galakonzert zur *inaugurazione dell'a.a. 2019/2020* der Fall, also beim Semestereröffnungskonzert. Und damit bin ich nun bei dem Punkt angelangt, auf den ich hinauswollte: Dieses Galakonzert fand nämlich im Februar statt. Was um alles in der Welt, fragte ich mich, will man jetzt noch eröffnen? Das Semester läuft seit über 3 Monaten! Dachte ich... in der kurzen Zeit, in der das Konservatorium nach jenem Konzert noch geöffnet hatte, bevor es sich dann ebenfalls in den Corona-Lockdown verabschiedete, merkte ich, dass das Semester erst jetzt wirklich „eröffnet“ schien. Plötzlich häuften sich die Ankündigungen für Projekte, Konzerte, Vortragsabende, Symposien, Vorträge,... - und aus heiterem Himmel war auch die Prüfungszeit da (Prüfungszeiten gibt es tatsächlich zwei, im Gegensatz zu den Semestern, nämlich im Februar und im Juni). Auch dies eine Besonderheit, die mir auffiel: In Trient wurde *jeder* Kurs, *jede* Vorlesung, *jede* Veranstaltung, und sei sie auch noch so klein, *jedes* Semester mit einer Prüfung abgeschlossen – manchmal schriftlich, öfter mündlich, bevorzugt beides in Kombination. Während man in Trossingen nur alle 4 Semester in diesen Genuss kommt, stand ich schon 4 Monate nach meiner Ankunft vor der Herausforderung, in einer Fremdsprache mein Wissen über teilweise doch sehr spezielle Themen kundzutun und dabei bewertet zu werden. Auch hier stellten die Dozenten jedoch ihre Liebenswürdigkeit unter Beweis, sodass ich alle *esami* zufriedenstellend meisterte.

Zu diesem recht altmodisch wirkenden Prüfungskonzept passte auch die Verwaltung, die zu großen Teilen auf Papier ablief. Wenn ich ein Buch aus der hauseigenen *biblioteca* ausleihen wollte, füllte der Bibliothekar einen Vordruck aus, ließ mich unterschreiben und gab mir den Durchschlag mit (der Vorteil dabei war, dass er mehrmals ein Auge zudrückte, wenn ich Leihfristen überschritten hatte – so was macht ein Computersystem nicht!). Überäume ließen sich nicht im Voraus buchen. Wenn man einen benötigte, konnte man an der Zentrale fragen und nur hoffen, dass gerade einer frei war. War dies der Fall (tagsüber eher selten), hinterließ man Name, Buchungszeitraum, Raumnummer und Unterschrift handschriftlich auf einer Liste. Wenn kein Raum frei war, war man gut beraten, früh am nächsten Morgen zu kommen, denn da wollte nie jemand üben (ich übertreibe natürlich. Aber tendenziell scheinen die Italiener keine Morgenmenschen zu sein). Auch die Anwesenheit im

Unterricht wurde jedes einzelne Mal per Unterschrift auf Papier dokumentiert, was natürlich, je größer der Kurs ist, umso mehr Stress für die Dozenten bedeutet. Von Hochschul-Emailadressen kann man dort nur träumen (zugegeben: Bei uns ist dieser Traum auch erst seit kurzem Realität), aber immerhin lief die Prüfungsanmeldung in Trient online und ersparte einem so das Ausfüllen vieler weiterer lästiger Formulare. Auf eine Art war mir diese altmodische Bürokratie sympathisch und schließlich ist sie mir, wie schon gesagt, in geringerer Ausprägung auch von Trossingen her vertraut.

Auch in anderer Hinsicht konnte ich manches Mal Parallelen zu Trossingen ziehen. Zwar hat Trient etwa 100.000 Einwohner mehr als Trossingen (nämlich 118.000), trotzdem schien es mir im Vergleich mit Stuttgart näher bei Trossingen zu liegen. Die kurzen Wege, die ich von Trossingen her kenne, wurden mir auch in Trient dank Fahrrad zur Selbstverständlichkeit. In die Altstadt, zum Konservatorium und in den nächsten Bioladen fuhr ich knappe 5 Minuten, zum Bahnhof etwa 10 und ebenfalls 10, wenn ich raus aus der Stadt und ins Grüne wollte. Zugute kam mir dabei das für italienische Verhältnisse überdurchschnittlich gut ausgebaute Netz an Radwegen, auch wenn, wie ich bald bemerkte, einige italienische Fußgänger die leidige Angewohnheit haben, bei zwei nebeneinander verlaufenden Fußgänger- und Radspuren sich grundsätzlich für den Fahrradweg zu entscheiden. Auch nachts ähnelten sich Trient und Trossingen: Wenn ich nach 21 Uhr noch in der Altstadt unterwegs war (was selten vorkam), waren die Bürgersteige hochgeklappt und kaum ein Mensch unterwegs.

Nun gab es natürlich nicht nur Momente des Wiedererkennens, der Vertrautheit und des Wohlfühlens, sondern auch einige irritierende, befremdliche oder gewöhnungsbedürftige Situationen – diese Erfahrung wird wohl jeder machen, der einige Zeit im Ausland verbringt. Trotz aller Liebe zu *bella Italia* kam mir das Land hin und wieder fremd vor. Warum? Weil Menschen auch mitten im Winter draußen vor Bars und Restaurants sitzen. Weil die Polizei – wie ich – Fiat Pandas fährt und damit so gar nicht respekteinflößend wirkt. Weil der Klavierlehrer mich mit *Ciao bella* begrüßte und sämtliche Dozenten mich mit Umarmung und Küsschen links, Küsschen rechts in die Weihnachtsferien verabschiedet hatten (und weil das auch wirklich aus spontanem Affekt geschah und keinen anderen Hintergrund hatte, den man in Deutschland gleich vermuten würde). Und weil ich es trotz der weit verbreiteten Klischees einfach nicht für möglich gehalten hatte, dass man bei jeder Zebrastreifenüberquerung aufpassen muss, nicht überfahren zu werden, und dass Verwaltungsapparate tatsächlich so zermürend langsam, bürokratisch und dysfunktional sein können. Um mich dann wieder heimisch zu fühlen, reichte es, einmal auf die Dachterrasse meiner WG zu treten und den Blick zu den fernen Gipfeln schweifen zu lassen. Auf die Frage „Fühlst Du Dich wohl hier? Was gefällt Dir an Trient?“ lautete meine erste Antwort immer „Die Berge“. Ihrem Ruf folgte ich schon im Herbst und Winter so oft wie möglich, wenn das Wetter und mein Stundenplan es zuließen. Das taten sie leider nicht sehr oft, sodass ich häufiger auf den Etschtalradweg auswich und ihn bei vor allem im Januar und Februar für die Südseite der Alpen typischen milden Temperaturen flussauf- und -abwärts befuhr und mich dabei immer wieder aufs Neue von der Schönheit des Etschtals mit seinen Weinbergen, Schlössern und Burgen, kleinen Weilern und den fernen schneebedeckten Bergspitzen bezaubern ließ. Die großen Gipfeltouren wollte ich mir für Frühjahr und Sommer aufheben und dabei die Trentiner Bergwelt ausgiebig erkunden. Dementsprechend heftig war ich schon in Tourenplanungen und Kartenlesen verwickelt, als mir der Lockdown einen Strich durch die Rechnung machte und mich bei schönstem Frühlingssonnenschein

zu Hause sitzend nur wehmütige Blicke in Richtung der sich langsam begrünenden Berghänge werfen ließ.

Der Gedanke an Berge in dieser Region Italiens – nun ja, das ist ein naheliegender Klischee. Aber was ist mit *dem* italienischen Klischee *per se*, dem Essen? Auch damit habe ich, wie mit den Bergen, weniger Praxiserfahrung gesammelt, als ich vorhatte, zumindest nicht durch Besuche in *pizzeria*, *ristoranti*, *bar* oder traditionellen *trattorie* und *osterie*. Stattdessen hat mein Leben im Frauenhaus einige Bilder zurechtgerückt, die ich von Italienern und Essen im Kopf hatte. Beinahe negativ überrascht wurde ich beispielsweise von meiner Mitbewohnerin, die ihre gesamte Nahrung aus der Tiefkühltruhe bezog und die ich nie habe kochen sehen, wenn man das Frittieren von Pommes und das Benutzen der Mikrowelle zum Auftauen von Fertiggerichten nicht dazuzählt. So blieb mir wenigstens genug Platz im Kühlschrank, den ich dank eines bestimmten Umstands ausgiebig zu nutzen wusste: Im Unterschied zu Deutschland gibt es frisches Obst und Gemüse (häufig italienischen Ursprungs) in sehr guter Qualität an jeder Ecke, sei es auf dem Markt, im Bioladen, in den zahlreichen kleinen Obst- und Gemüsegeschäften (den *frutterie*) oder selbst im Supermarkt, und das noch lange in den Winter hinein.

Für die im Haus wohnenden Frauen und ihre Kinder wurde mittags und abends mit Hilfe zweier oder dreier Bewohnerinnen gekocht, sodass wenigstens zu diesen Tageszeiten etwas Ordentliches auf den Tisch kam. Morgens sah das etwas anders aus, was ich immer nach meinem Nachtdienst beobachten konnte. Klassischerweise besteht das Frühstück aus einem Kaffee bzw. für die Kinder einer Tasse heiße Milch, in der Nutella aufgelöst wird, und darin eingetunkten Keksen. Hin und wieder darf es auch eines der zuckersüßen Gebäckstücke sein. Was mich dabei wirklich sprachlos machte, waren die Mütter, die schon ihren Kleinsten morgens schnell mal eine Handvoll Kekse in den Mund stecken und sie dann in den Kindergarten brachten. Etwas wie Haferflocken mit Joghurt oder Milch oder gar Obst zum Frühstück konnte sich dort wohl keiner vorstellen, am allerwenigsten die Kinder, die ja nie etwas anderes erlebt hatten. So kam es, dass ich eines Morgens nach meinem Nachtdienst unten in der Küche saß und gerade *una pesca*, einen Pfirsich, verspeiste, als Nikita, eine äußerst aufgeweckte 12-jährige, hereinkam. Als sie erblickte, wie ich so zufrieden dasaß und aß, schaute sie mich vollkommen perplex an, sagte erstmal nichts und dann mehrmals hintereinander *pesca*. Als sie sich von ihrem Schock erholt hatte, verwickelte sie mich in ein Gespräch über die Unmöglichkeit, morgens Obst zu essen, konnte mich jedoch auch mit der größten Mühe nicht davon überzeugen, dass mir das schaden könne. Irgendwann zog sie enttäuscht wieder ab, um ein Vorurteil über Deutsche reicher...

Solche amüsanten Zusammenstöße waren im Frauenhaus an der Tagesordnung und ermöglichten mir einen Einblick in die italienische Gesellschaft, für den ich sehr dankbar bin. Außerdem fand der Großteil meiner engeren Sozialkontakte in den ersten Monaten im Frauenhaus statt, denn Freunde unter den Studenten am Konservatorium fand ich spät: Erst im Januar und Februar bahnten sich Freundschaften an, obwohl ich natürlich seit Oktober dabei war, Kontakte zu knüpfen. Die kommenden Monate schienen daher vielversprechend und ich war froh, mich von Anfang an für 2 Semester entschieden zu haben und nicht schon die Koffer packen zu müssen. Doch durch den Lockdown wurde es schließlich doch nur ein „richtiges“ Semester. Diesbezüglich kann ich jedem nur raten, das Abenteuer wenn schon, dann gleich richtig zu wagen und für 2 Semester ins Ausland zu gehen! Alles andere lohnt sich einfach nicht und kaum ist man da und hat sich eingewöhnt, muss man schon wieder zurück... Corona wurde für mich trotzdem zur positiven Erfahrung, und zwar dank

meiner Verwandten im nahen Südtirol, wo ich den Lockdown bis zum Juli verbrachte und entdecken durfte, wie viel meiner Wurzeln eigentlich in dieser Region liegen, sodass sie nun für mich zur zweiten Heimat geworden ist.

Alles in allem war mein Erasmus-Jahr, v.a. dank Corona, sicherlich von vielen Erfahrungen begleitet, die eher ungewöhnlich sind für ein Auslandsstudium. Trotzdem kann ich, denke ich, guten Gewissens diesen pauschalen Ratschlag geben: Nutzt diese tolle Chance, die das Erasmus-Programm euch bietet, und geht ins Ausland! Egal wohin, egal wie lange – es wird sich lohnen. Ich konnte so viel mitnehmen, lernen, wachsen und reifen – ja, das sind Gemeinplätze, aber sie sind wahr! So wahr, dass ich am liebsten jedem, der kein Erasmus macht, sein Anrecht auf bis zu 12 Auslandssemester klauen würde, um selbst wieder diese Erfahrungen zu machen und nochmal was ganz Neues kennenzulernen... :)

**Bitte ankreuzen:**

- Hiermit erkläre ich mich einverstanden, dass mein Bericht auf der Website der Staatlichen Musikhochschule Trossingen und mit Namensnennung veröffentlicht werden darf.
- Hiermit erkläre ich mich einverstanden, dass meine Mail-Adresse an interessierte Studierende zur Information weitergegeben werden darf.
- Hiermit erkläre ich mich einverstanden, dass mein Bericht nur anonymisiert weitergegeben werden darf.

**Datum:** 21. Januar 2021

**Unterschrift:** 